



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Theaterblätter.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## T h e a t e r b l ä t t e r .

### I.

Die deutschen Lustspiel-Dichter und die Berliner Anforderungen.

Also unter den hundert und fünfzig Lustspielen, welche zur Preisbewerbung nach Berlin gesendet wurden, hat nicht eins den ersten Preis erhalten. Es ist eine hübsche Zahl, hundert und fünfzig, und wenn man sich dabei denkt, wie viele Nächte diese Dichter an ihrem Schreibtische durchgearbeitet, um Lust-zu-Spielen, und wie ihnen nun durch den Ausspruch der Berliner Richter alle Lust vergangen ist, so hat man in der That ein gewisses Mitleid, nicht mit diesen Herrn sondern überhaupt mit der deutschen Lust und Lustigkeit, die so unfruchtbar ist, daß sie nicht ein Kind, welches nur drei Stunden hindurch sein Leben vor den Kämpfen erhalten kann, zur Welt bringt. Denn auch nicht einmal den zweiten Preis haben sie gewonnen! Nicht einmal mäßigen Ansprüchen haben sie entsprochen. Wie? Dieß scheint uns doch etwas zu stark. Sollte wirklich die ganze Schuld auf den Dichtern beruhen? Nicht auf den Richtern? Wenn Horaz die Regel aufstellt, daß der, welcher weinen machen will, selbst erst zu weinen verstehen muß, so könnte man auch den Herrn Schiedsrichtern die Frage stellen: Ihr, die Ihr über Lust und Scherz urtheilen sollt, seid Ihr denn der Lust und dem Scherze zugänglich? Sind keine Pedanten unter Euch? Keine Theoretiker mit steifen Anforderungen? Die Preisrichter haben vier Stücke den dritten Preis zuerkannt, und sie zur Aufführung angenommen; drei andre Lustspiele haben eine ehrenvolle Erwähnung erhalten, und werden gleichfalls zur Aufführung kommen. Die Berliner Hofbühne ist nächst der Wiener die erste Deutschlands. Wenn ein Stück daselbst aufgenommen wird, so darf man voraussetzen, daß es ein gutes sei; die drei letzten, ehrenvoll erwähnten, zur Aufführung angenommenen Stücke müssen also doch

einen gewissen Werth haben. Die vier andern mit dem dritten Preis belohnten, müssen der Ordnung gemäß bereits zu den ausgezeichnetern gehören. Welche Ansprüche machte man nun für den zweiten Preis? Wir begreifen sehr wohl, daß man den ersten Preis ausließ. Die Preisrichter gingen von dem Gedanken eines Original-Schauspiels aus, welches die Eigenthümlichkeiten eines deutschen National-Charakters in sich vereine, und sich seinem innersten Wesen nach von dem Lustspiele anderer Nationen unterscheide; so wie sich das spanische Lustspiel von dem englischen, und die italienische Comödie von der französischen unterschied; der erste Preis war somit einem deutschen Lustspiele bestimmt. Der zweite einem Lustspiele überhaupt, wenn es anders gut, darstellbar und den Anforderungen der Scene und der Kritik entsprach. Aber welcher Kritik? Die Preisrichter haben sieben darstellbare Stücke gefunden, darunter vier, denen sie eine Auszeichnung nicht versagen konnten! Sollte die Kritik nicht allzu strenge hier gewesen sein? Sobald man von der Idee einer deutschen Original-Dichtung absteht, so müssen wir das Zugeständniß machen, daß die Franzosen das gesellschaftliche Leben, wie es heute besteht, am glücklichsten für die comische Muse auszubeuten verstehen, und daß wir hier uns gute Muster holen können. Denn wie hoch wir auch die comischen Poesien der Spanier und Italiener schätzen müssen, so können sie uns doch keinesfalls als Maßstab dienen; da die deutsche Bühne weder den Grazioso noch dem Arlequin als stehende Figur besitzt. Seit Gottsched den Hanswurst auf dem Leipziger Markte verbrannt hat, ist das deutsche Lustspiel verurtheilt worden, Hand in Hand mit socialen Erscheinungen zu gehen. In früherer Zeit, wo jede Nation ihre eigenthümlichen Sitten und gesellschaftlichen Gebräuche hatte, da konnte das Lustspiel als Spiegel der nationalen Gewohnheiten bei jeder Nation einen eigenthümlichen Stempel tragen. Seitdem aber die Gesellschaften sich amalgamirt haben, und die französische Sitte die allgemeine für ganz Europa wurde, ist auch das französische Lustspiel das allgemein europäische geworden, und wir sehen nicht nur die Uebersetzungen Scève's an den deutschen Bühnen, wo sie mit keinen nationalen Nebenbuhlern zu kämpfen haben, dominiren, sondern auch an den italienischen, spanischen und englischen Bühnen, das nationale Lustspiel, wie es seit älterer Zeit bestand, verdrängen.

Dem französischen Lustspiel-dichter kommt vor Allem die Freiheit zu Statten, nicht nur die politische, welche ihm erlaubt, seine ironischen Figuren unter allen Klassen der Gesellschaft zu suchen, sondern auch jene

moralische Freiheit seines Publikums, welches mit heiterer Seele, ohne vorgefaßte Meinung, ohne sauerböpfische Seckrlust in's Theater geht, bereit, sich dem Spiele fröhlicher Muse mit aller Freiheit der Seele hinzugeben. Es versteht sich von selbst, daß wir hier die französische Frivolität nicht vertheidigen wollen; die deutschen Ohren sind feisch, und diese heilige Keuschheit wird auch dem ungebundensten deutschen Lustspiele inne wohnen. Aber ungebunden muß der Dichter sein können, keine vorgefaßten Regeln, keine Anforderung an Classicität dürfen ihn hindern. Nürrische Deutsche! Bei jeder Production denken Sie an die Unsterblichkeit, an die Zukunft, und lassen darüber die schöne Gegenwart und das fröhliche Leben des Augenblicks verschwinden. Schreibt dem Lustspiele keine Gesetze vor. Laßt es wie ein fröhliches Gesellschaftspiel, wie eine heitere Conversation von dem sich nähren, was der Augenblick bietet. Wenn Ihr an einem fröhlichen Abend Eurem Wiß und Eure Laune schießen laßt, denkt Ihr an einen Zweck für morgen? Ihr wollt eine Stunde fröhlich verleben, und das ist Euch genug, aber nach Jahren denkt Ihr noch an diese Stunde; sie ist unsterblich in Eurem Gedächtniß, eben so das Lustspiel; dankt nicht daran, was die Nachwelt dazu sagen wird. Stachelt, kigelt, peitscht den Augenblick, gleichviel ob Ihr die ewigen oder die zeitlichen Fehler der Menschen geißelt. Derjenige, der den Augenblick am glücklichsten traf, den wird die Zukunft lange verehren. Dies beweisen alle alten Lustspiele von Aristophanes bis auf Goldoni. Mit Euren deutschen Unsterblichkeitsgedanken habt Ihr den guten Rokebue zu Tode geheßt und den Jünger und alle die Vielen, deren heitere Laune um kein Haar schlechter war, als der ganze Lustspieltram, den Ihr heute von jenseits des Rheins Euch verschreiben müßt. Seit fünfzig Jahren steht die deutsche Kritik wie ein altes grämliches Weib mit dem Fliegenwedel in der Hand, und verschuecht jede fröhliche Biene, die auf ihren Blumentöpfen sich niedersetzen will, und doch verlangt Ihr Honig, um Eure Stunden zu versüßen, und Wachs, um Eure Abende zu erleuchten!

## 2.

## Etwas über den Applaus.

Unter dieser Ueberschrift enthält das Taschenbuch Libussa einen allerliebsten Aufsatz, den wir hier unsern Lesern mittheilen wollen:

Es hat einigen Finsterlingen und kalten Fischnaturen gefallen; jene Energie, mit welcher unser Publikum in letzterer Zeit die Anerkennung einiger Künstler im Theater aussprach, zu tadeln. In so fern dieser Tadel so weit geht, den richtigen Geschmack des Publikums zu bezweifeln, da Mittelmäßigkeit zu vermuthen, wo des Volkes (also Gottes) Stimme unter donnerndem Applaus die Candidatur der Unsterblichkeit laut proclamirte: so zerfällt dieser Tadel in sich selbst, und verdient durchaus keine weitere Berücksichtigung. Das Publikum ist und bleibt einmal die höchste Instanz, durch deren Bestätigung erst das Urtheil der Kritik rechtskräftig wird; von ihm giebt es keine weitere Appellation, nicht einmal die: *de nunc ad melius informatum*, weil immer angenommen werden muß, das Publikum sei jetzt schon auf der höchsten Stufe der Information, was allerdings, wenn man die einzelnen Beisitzer des vielköpfigen Gerichts genauer ins Auge faßt, seine bedeutenden logischen Difficultäten hat. Wir wollen hier nur Jenen antworten, die nicht den Inhalt, sondern blos die Form, man möchte sagen, den Styl des öffentlichen Urtheils anzufechten wagen. Bevor wir jedoch Hand an's Werk legen, erklären wir, daß die nachfolgenden Zeilen nur den Zweck haben, das richterliche Ansehen der öffentlichen Meinung auf's Neue zu bekräftigen, daß sie nur im Interesse der Kunst geschrieben sind, und nicht in dem eines oder des andern Künstlers, dem Neid und Scheelsucht so gern den Voorbeer von der Stirn rissen, den ihm zwei Genier mit zierlichen Händen im Beisein des ganzen Balletcorps, um die Schläfe wanden. Im Gegentheil, wir überlassen dies dem Betheiligten selbst; der ächte Künstler verliert eher den Kopf als den Voorbeer daran; den Kopf schätzt er mit Recht gering, er ist nichts als die Unterlage des Kranzes; der Kranz ist dem Künstler die Hauptsache; den Kopf gab die rohe Natur, den Kranz die edle Kunst, Kopf haben kann jeder Narr, den Kranz blos der Künstler. Wir führen hier, wie gesagt, nur die Sache des Publikums. Man hat dem Enthusiasmus, der sich gewiß nur zufällig bei Künstlerinnen etwas lebhafter äußerte, von manchen Seiten unlautere Motive unterlegen, man hat darin mehr Galanterie für das Geschlecht, als Hingebung für die Himmelstochter Kunst finden wollen. Mit großem Unrecht. Waren die Künstlerinnen nicht hübsch, so muß es doch wohl nur die Kunst gewesen sein, die so allgemein begeisterte, und war die Künstlerin schön, so ist das Schönsein an und für sich ja auch eine Kunst, eine Kunst, welche die feiner organisirte Hälfte der Menschheit zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hat, eine Kunst end-

lich, in der man schon in früherer Jugend bedeutende Fortschritte gemacht haben muß — in vorgerücktem Alter hat es kein Mensch weit darin gebracht. Wenn nun ein Frauenzimmer eigentlich im Schönsein concentrirt, und sich dazu mit einem Gesange, mit Tanz, oder mit den Worten eines recitirenden Schauspiels begleitet, so nimmt das Schönsein als eigentliches Debut die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, und nicht der als Nebensache zu betrachtende Tanz oder Gesang, und so kann z. B. eine in der Kunst mittelmäßige, jedoch ausgezeichnet schöne Tänzerin mit allem Rechte zwanzigmal gerufen werden. Ist aber die Schöne noch dazu in einem andern Fache, als im Schönsein, Künstlerin, so hängt es vollends von ihr ab, ob sie ihre Triumphe mehr der Schönheit oder mehr der Kunst zu danken haben will. Was haben wir uns darein zu mischen?

Man will weiter den Enthusiasmus in der Weise, wie wir jetzt gewohnt sind, ihn zu äußern, ganz aus dem Schauspielhause verbannen. „Die Wirkung der Kunst,“ sagt man, „sei eine das Gemüth veredelnde, eine, die den Menschen erhebt, seine Bestimmung reinigt, seine Gestattung mildert. Jenes bacchantische Toben der Menge, jenes Brüllen, jenes Stampfen sei nicht die Weise, auf welche der geistiger Genüsse Fähige für diese seine Anerkennung zollt; ein solches Treiben bedeute nichts als die augenblickliche Befriedigung einer durch ein Kunststück allarmirten Menge, und nicht das Kundgeben eines auf guten Geschmack und richtige Empfindung basirten Urtheils.“ Ja, das ist aber Alles grundfalsch! Der Enthusiasmus ist eben der Effect des Außerordentlichen in einer Kunstleistung. Dafür giebt es keine Regel, kein Gesetz, keine Vorschrift des *bon-ton*. Wenn das bereits Gesehene wieder gesehen wird, so läßt sich vergleichen und ruhig loben oder tadeln; die Anerkennung jedoch, für etwas, dessen Möglichkeit man kaum ahnt, für eine Leistung, die alles bisher Bewunderte weit hinter sich läßt, kann sich unmöglich im *Kanz-leistyl* des Anstands fassen; sie entzückt, sie begeistert, sie reißt hin mit unwiderstehlicher Allgewalt, der brausende Strom unserer Empfindungen tritt aus dem seichten Bette der Gewohnheit, es drängt uns die innere Lust auszusprechen, wir sind keines Wortes mächtig, wir jubeln, wir toben, wir schreien, wir stampfen, wir brüllen, bloß um uns Lust zu machen: Lust! Lust! Lust! Wie kann man so grausam sein, uns die Lust benehmen zu wollen wegen des kalten Anstands! Und ist eine vor Freude trunkene Menge nicht ein erhabenes Schauspiel? Kann man eine Wirkung mißbilligen, deren Ursache das *non plus ultra* der Kunst ist? Dr.

phus öffnete mit seiner Leiter die Pforten der Unterwelt, aus dem Munde Priost's ertönte eine Stanze, und die Räuber sanken zu seinen Füßen, selbst der Delphin bot, ein gedemüthigter Slave, Arion seinen Rücken, und trug ihn durch die Fluth, warum sollen wir nicht den Triumphwagen einer Schauspielerin in eigener werthen Person ziehen dürfen?

Erst neuerlich fing die Kunst an, etwas praktischer zu werden. Der Künstler pflanzt jetzt nicht blos Rosen, er will auch Früchte auf seinen Lebenswegen; aber dennoch lebt er noch immer weniger der Gegenwart, als vielmehr ein Bürger Derer, die da kommen werden. Der Ruhm nach dem Tode ist der Zweck seines Lebens. Hat sich seine Zeit durch Gleichgültigkeit schwer an ihm versündigt, so machen künftige Geschlechter in dankbarer Pietät, allenfalls durch eine Statue das Unrecht der Väter wieder gut. Den Mimen aber slicht die Nachwelt keine Kränze. Kann man es der Mitwelt übel nehmen, wenn sie gegen Mimen nicht silzig geizt mit Kränzen, lieber allenfalls einen Kranz zu früh bietet, als einen Künstler unbekränkt aus dieser Welt voll Kränzen scheiden läßt? Den Todten kann man keinen Kranz mehr aufsetzen. Die Todten kann man weder zurück, noch heraus rufen. Kann man doch selbst Jene, die auf der großen Bühne des Lebens ihre Rollen meisterhaft und zum Heile der ganzen Menschheit spielten, nicht heraustrufen, nicht begehren, daß sie einen schönen, ergreifenden Moment ihres Wirkens da capo spielen! Wie kann man das Bekränzen nur mit so viel Leidenschaft tadeln!

Ein eben so schöner Gebrauch ist das Herabwerfen der Gedichte von der Gallerie, und besonders gut macht es sich, wenn dergleichen gemüthliche Feierlichkeiten sich mehrmals nach einander wiederholen. Es macht dem poetischen Genius der Stadt immer sehr viel Ehre, wenn die Dichter daselbst so leicht werfen. Nur ein kleiner Uebelstand ist bei der Sache. Wenn nämlich die Gedichte, wie bisher, von der Gallerie ins Parterre hinabgeworfen werden, so sinkt die Poesie, würden aber umgekehrt die Gedichte vom Parterre aus in die Logen und Gallerien hinaufgeworfen, so würde sich dieses Genre der Dichtung nothwendig heben müssen; freilich scheint dazu dieses Genre bis jetzt viel zu leicht, aber man wickle nur in jedes Gedichtchen einen Stein (braucht nicht der Stein der Weisen zu sein), und dann hat es mit dem AufwärtsWerfen gar keine Schwierigkeit. Es werden sich dann Leute genug finden, die den ersten Stein werfen wollen, und wenn so ein Stein auch Jemandem an den Kopf fliegt, was schadet das; das Blut des Getroffenen fließt ja für die Kunst! Wenn man bis jetzt bei Kunstnamen häufig von einem

Gedichte-Regen spricht, so wird man künftig von einem Gedichte-Hagel berichten, und begeistert wird man ausrufen: „Alle Hagel, Mademoiselle X. ist eine Künstlerin, die sich gewaschen hat!“

Man hat hin und wieder ein Auskunftsmittel erdonnen, und einen gemäßigten Applaus-Tarif in Vorschlag gebracht. „Die Mittelmäßigkeit,“ sagte man, lasse man gänzlich unbeachtet; die Ausgezeichneten werden einmal, die noch mehr Ausgezeichneten zweimal gerufen. Für noch mehr Verdienst muß sich der Künstler mit seinem Selbstgefühl abfinden. Zweimal gerufen werden — wird dann eben so viel gelten, als jetzt zwanzigmal. Es wird auch den Künstlern weit bequemer sein, bei derselben Befriedigung für ihren Ehrgeiz einmal das Publikum dankbar zu apostrophiren, und, noch einmal gerufen, die freundliche Erinnerung an diesen Abend durch eine stumme Verbeugung stillschweigend zu geloben. Jetzt müsse man ja wirklich den Debütanten bemitleiden. Es wird, so oft er etwas gut macht, standrechtlich gegen ihn verfahren, und er wird mitten im Akte zwei- oder dreimal vor das Publikum gestellt. Am Schlusse geht erst der rechte Tanz los. Die Künstlerin z. B. erscheint, spricht einige Worte, geht links ab und kommt, noch einmal gerufen, rechts wieder herein. Zum drittenmal wirft sie dem Publikum ein Kuchhändchen zu, zum viertenmal verbeugt sie sich wie ein Slave des Großsultan, mit den Armen kreuzweise über die Brust, zum fünftenmal endlich gerufen, will sie abermals sprechen, kann aber nicht mehr vor Rührung. Nr. 6. Sie kann wieder nicht mehr. Nr. 7. Soll sie noch einmal nicht mehr können? Es ist gewiß eine sonderbare Situation, deren Verlegenheit im geraden Verhältniß mit den Zahlen steigt. — Dagegen läßt sich sehr viel sagen. Vor Allem müssen wir unsern jetzigen Schauspielern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihnen im Punkte des Beifalles gar keine Mühe zu viel wird. Sie danken, verbeugen sich, sind gerührt, können nicht mehr, Alles mit der größten Bereitwilligkeit. Ferner hört bei einer solchen Moderation der Beifallscala jede feinere Schattirung des Applauses gänzlich auf. Wir hätten dann nur mittelmäßig gut und ausgezeichnet gut. Da fehlen alle Mitteltiteln. Jetzt läßt sich der Grad des künstlerischen Verdienstes numerisch angeben. Wie hat Madame N. gespielt? Antwort 10. Wie hat Herr X. gesungen? 15. Wie hat Mademoiselle Y. getanzt? 20. Da weiß man, wie man daran ist. Dieses Zahlenverhältniß nöthigt auch die Herrn Referenten in unsern Journalen zu jener Unparteilichkeit, die man gegenwärtig nicht genug an ihnen loben kann. Sie erlauben sich zwar dann und wann einen kleinen Abste-

cher ins Gebiet der Phrasologie, aber die einschränkende Erklärung der Phrase liegt eben in der Zahl. Das Publikum weiß, daß Phrasen nichts kosten, und hält sich an den Schluß des Berichts: Der Künstler wurde zwölfmal gerufen. Jetzt ist der Leser im Reinen, und weiß, der Künstler hat nicht besonders gefallen. —

Auch finden wir es ganz natürlich, daß sich die Begeisterung nicht sogleich mit dem letzten Fallen des Vorhangs beschwichtigen läßt. Was hat die Begeisterung mit dem Vorhang zu schaffen? Der Enthiasmus thut wohl daran, den Künstler bis an sein Haus zu geleiten, vor seinen Fenstern sich noch einmal zu manifestiren, und unter freiem Himmel endlich sich in süße Erinnerung an den gehaltenen Kunstgenuß sanft aufzulösen. Was ist daran Arges, wenn z. B. eine Künstlerin jungen feurigen Reuten, die ihren Wagen umringen, das Schnupstuch zuwirft? Umgekehrt könnte die Moral einen Anstoß daran finden, aber so ist es ganz in der Ordnung. Nicht minder unrecht ist es, Personen, die in der Lage sind, unabhängig leben zu können, und die es gerade nicht nöthig haben, Lastthieren gleich an dem Pfluge des Geschäftslebens zu ziehen, einen Werwurf aus ihrer Liebe zum Theater zu machen, ihre Neigung zur Kunst, Theaterwuth, und sie selbst Enthusiasten, wenn nicht gar schlimmer zu benennen. Hätte nur jedes Theater recht viel solcher Enthusiasten. Sie sind der Bühne das, was ein respectabler reicher Hausfreund jener Familie ist, zu der er in freundschaftlicher Beziehung steht. Er ist in Leid und Freud der freundliche Berather, er spricht aller Orten Gutes von ihr, er tadelt niemals öffentlich und laut, höchstens unter vier Augen, wenn es schon geschehen muß, er hilft, wo er kann, und hat auch für das geringste Glied der Familie (in unserem Beispiel für die letzte Statistin) tausend Aufmerksamkeiten. Kann es befremden, daß er sich auch gegen die gern gesehenen Gäste des Hauses in Artigkeiten erschöpft, daß er sie freudig willkommen heißt, und ihnen, wenn sie scheiden, ein herzliches „Lebewohl“ nachruft? Man muß es seiner Freundschaft zu Gute halten, wenn er in seiner lebenswürdigen Freundlichkeit allenfalls etwas zu weit geht. Diese Hausfreunde in entsprechender Anzahl sind die sichersten Bürgen für das Gedeihen der Entreprise. In gewisser Hinsicht sind zwar auch die Männer des Freibillets Bürgen des Gelingens, aber die Hausfreunde sind es in weit höherem Grade, denn diese sind Bürgen und Zahler.